

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

16. (7. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres. Fortssetzung des  
Versammlungs-Berichts.

zu sprechen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Zettel muß ganz unter der Rinde stecken. Wenn die Rinde wieder angewachsen ist, verschwindet die Krankheit. Auf dem Heimwege darf nicht gesprochen werden; auch soll der Kranke (bezw. der Geheilte) nie wieder an dem Baume vorbeigehen. (Lugau bei Dobrilugk.)

44. Mondsüchtigen stellt man ein Gefäß mit Wasser vor das Bett; steigen sie ins Wasser, so werden sie wach. Berlin. Mondsüchtige darf man beim Nachtwandel an gefährlicher Stelle nicht bei Namen rufen, sonst fallen sie herunter.
45. Wenn man bei Gicht ein Meerschweinchen mit ins Bett nimmt, so muß das Tier blau werden; dann geht die Krankheit fort und das Meerschweinchen stirbt. (Berlin.)

## 16. (7. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Januar 1907, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr im Bürgersaale  
des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XV,  
XVII bis XXV, sowie XXVIII her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt namens des Vorstandes die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia und teilt das vorläufige Programm für die nächsten Sitzungen mit.

II. Ein Verein für das Märkische Provinzial-Museum (E. V.) hat sich unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Kirschner unsers verehrten Ehrenmitgliedes, gebildet.

Ich lasse den „Aufruf“ dazu und die „Satzung“ umlaufen. Nachfolgend der Wortlaut dieser uns als Brandenburger und Berliner sicherlich interessierenden Vereinigung, der wir eine gedeihliche Entwicklung wünschen.

§ 1. Unter dem Namen Verein für das Märkische Provinzial-Museum ist eine Gesellschaft begründet, welche den Zweck hat, die Sammlungen des Märkischen Provinzialmuseums zu vervollständigen. Dieser Zweck soll erreicht werden:

- a) durch Zuwendung geeigneter Objekte an das Museum,
- b) durch Ankauf geeigneter Objekte, welche für bestimmte Zeit zur Verfügung der Museumsverwaltung gehalten werden (§ 12).

§ 2. Der Verein hat seinen Sitz in Berlin. Es soll seine Eintragung in das Vereinsregister bewirkt werden.

§ 3. Das Geschäftsjahr des Vereins ist das preußische Finanzjahr.

§ 4. Die Mittel, welche dem Verein zur Durchführung seiner Aufgabe zur Verfügung stehen, sind:

a) Jahresbeiträge,

b) einmalige Beiträge der Mitglieder gemäß § 5 der Satzung.

§ 5. Die Mitgliedschaft wird erworben auf Antrag, durch Aufnahmeerklärung seitens des Vorstandes.

Jedes aufgenommene Mitglied übernimmt durch seine Erklärung zum Beitritt die Verpflichtung, einen jährlichen Beitrag von mindestens zehn Mark zu entrichten, welcher erstmalig bei Übergabe der Mitgliedskarte für das laufende Jahr, und demnächst alljährlich in den ersten zwei Monaten des Geschäftsjahres an den Schatzmeister des Vereins abzuführen ist.

Neben den Jahresbeitrag oder an die Stelle desselben kann ein einmaliger Beitrag von mindestens dreihundert Mark treten; es wird durch einen solchen die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben.

Die Mitgliedschaft erlischt:

a) durch den Tod,

b) durch schriftliche Austrittserklärung zu Händen des Vorstandes vor Schluß des Geschäftsjahres,

c) durch die, trotz geschehener Mahnung, nicht erfolgte Zahlung des Jahresbeitrages im laufenden Geschäftsjahr.

Ausgeschiedene Mitglieder haben keinerlei Anspruch an das Vereinsvermögen, ebensowenig die Erben verstorbener Mitglieder.

§ 6. Bekanntmachungen des Vereins, welche alle Mitglieder angehen, werden durch zwei Tageszeitungen, welche der Vorstand bestimmt, veröffentlicht.

§ 7. Organe des Vereins sind:

1. der Vorstand,

2. die Hauptversammlung.

§ 8. Der Vorstand wird von der Hauptversammlung aus der Zahl der Mitglieder auf drei Jahre gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

Die Verteilung der Ämter geschieht durch konstituierende Wahl innerhalb des Vorstandes, worüber eine durch die anwesenden Vorstandsmitglieder zu unterzeichnende Niederschrift aufzunehmen ist.

§ 9. Der Vorstand leitet den Verein in allen Angelegenheiten, vertritt ihn allein nach außen und verwaltet durch den Schatzmeister das Vereinsvermögen.

Der Vorstand besteht aus dreizehn Personen und zwar:

dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter,  
dem Schatzmeister und seinem Stellvertreter,  
dem Schriftführer und seinem Stellvertreter,

sowie aus sieben weiteren Mitgliedern des Vereins.

Bei dem Ausscheiden eines Vorstandsmitgliedes im Laufe des Geschäftsjahres kann sich der Vorstand durch Zuwahl ergänzen.

Das zugewählte Mitglied bedarf der Bestätigung der demnächstigen Hauptversammlung. Es tritt für den Rest der Wahlzeit desjenigen Mitgliedes ein, an dessen Stelle es gewählt ist.

Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn fünf Mitglieder desselben gegenwärtig sind oder ihre Entscheidung schriftlich abgegeben haben.

Der Vorstand faßt seine Beschlüsse mit einfacher Mehrheit in Sitzungen, welche der Vorsitzende mindestens drei Tage vorher brieflich mit Angabe der Tagesordnung einzuberufen hat. Bei Stimmgleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

In eiligen Fällen kann unter Umgehung einer Sitzung durch schriftliche Umfrage und Namensunterschrift abgestimmt werden.

Über die Verhandlungen ist vom Schriftführer eine Niederschrift aufzunehmen, welche von dem Vorsitzenden und dem Schriftführer zu vollziehen ist.

Zur Legitimation der Vorstandsmitglieder nach außen dient eine Bescheinigung des Königlichen Polizeipräsidenten von Berlin, welchem zu diesem Behufe die jedesmaligen Wahlverhandlungen vorzulegen sind. Die Vollmacht behält ihre Gültigkeit bis zu derjenigen Hauptversammlung, in welcher wiederum Neuwahlen vollzogen werden.

§ 10. Eine von dem Vorsitzenden, dem Schatzmeister und dem Schriftführer des Vereins bzw. deren Stellvertretern an dritte Personen oder Behörden gemeinsam abgegebene schriftliche Erklärung ist für den Verein bindend.

Zur Empfangnahme von Geldern für den Verein und Quittungsleistung ist der Vorsitzende und der Schatzmeister, jeder für sich allein oder deren Stellvertreter befugt.

§ 11. Der Vorsitzende des Kuratoriums des Märkischen Provinzial-Museums muß zu jeder Sitzung des Vorstandes, sowie zu den Hauptversammlungen eingeladen werden und hat dabei beratende Stimme.

§ 12. Aus den Mitteln des Vereins erworbene Gegenstände überweist der Verein ohne Entgelt als Leihgut dem Märkischen Provinzial-Museum unter der Bedingung, daß dies ausdrücklich an den Gegenständen vermerkt wird.

Eine weitergehende Fürsorge, als das Museum für seinen eigenen Besitz aufwendet, beansprucht der Verein für das Leihgut nicht.

§ 13. Einmal alljährlich, in den ersten sechs Monaten nach Beendigung des Geschäftsjahres, muß eine ordentliche Hauptversammlung berufen werden.

Außerordentliche Hauptversammlungen können jederzeit berufen werden:

- a) auf Antrag des Vorstandes,
- b) wenn mindestens ein Viertel der Mitglieder des Vereins solches beim Vorstande schriftlich beantragt. In diesem Falle ist der Vorstand verpflichtet, binnen vier Wochen eine außerordentliche Hauptversammlung einzuberufen.

§ 14. Ordentliche und außerordentliche Hauptversammlungen werden unter Mitteilung der Tagesordnung vom Vorsitzenden des Vorstandes berufen und von diesem oder dessen Stellvertreter geleitet.

In deren Behinderung leitet ein anderes Mitglied des Vorstandes, welches vom Vorstande hierzu gewählt wird, die Versammlung.

Die Einladungen zur ordentlichen oder außerordentlichen Hauptversammlung erfolgen durch Briefe an die Mitglieder, welche mindestens 14 Tage vor der Hauptversammlung, den Absendungstag und den Versammlungstag nicht mitgerechnet, zur Post gegeben sein müssen.

Regelmäßige Gegenstände der Beratung der ordentlichen Hauptversammlung sind:

- a) Bericht über die Vermögenslage im verflossenen Jahre,
- b) die Erteilung der Entlastung für den Vorstand,
- c) etwaige Vorstandswahlen,

sowie

- d) etwaige besondere Anträge seitens des Vorstandes oder einzelner Mitglieder des Vereins.

Anträge der Mitglieder müssen mindestens acht Tage vor der Hauptversammlung bei dem Vorstande schriftlich im Wortlaut angemeldet sein.

Alle Beschlüsse der ordentlichen Hauptversammlung werden mit einfacher Majorität gefaßt. Über die Art der Abstimmung entscheidet die Hauptversammlung.

Über die Verhandlungen der Hauptversammlung ist eine Niederschrift aufzunehmen, welche vom Vorsitzenden und dem Schriftführer zu vollziehen ist.

15. Ein Beschluß über

- a) eine Änderung der Satzungen,
- b) eine Vereinigung des Vereins mit einem anderen oder
- c) eine Auflösung des Vereins

kann nur auf Antrag des Vorstandes und in einer zu diesem Zweck zu berufenden außerordentlichen Hauptversammlung zu notariellem Protokoll mit einer Mehrheit von drei Vierteln der Anwesenden gefaßt werden.

In derselben ist die Anwesenheit von mindestens drei Vierteln sämtlicher Mitglieder des Vereins erforderlich.

Waren dieselben nicht anwesend, so ist eine innerhalb sechs Wochen einzuberufende Hauptversammlung, ohne Rücksicht auf die Anzahl der Erschienenen, beschlußfähig, sofern auf diese Folge in der Einladung ausdrücklich aufmerksam gemacht worden ist, und es ist zur Annahme der Anträge dann nur eine Mehrheit von drei Vierteln der Anwesenden erforderlich.

§ 16. Nach der geschehenen Auflösung des Vereins gehen alle bis dahin dem Märkischen Provinzial-Museum leihweise überlassenen Objekte in das Eigentum des genannten Instituts über.

Das Gleiche geschieht nach Tilgung etwa noch vorhandener Schulden mit dem Vermögen des Vereins.

Anmeldungen zum Beitritt nimmt u. M. Herr Dr. Fritz Wolff entgegen als Stellvertreter des Schriftführers.

III. H. Conwentz: How to promote interest in Museum Collections. With 7 figures. Read at the Bristol Conference of the Museums Association 1906. (The Museums Journal, Vol. 6, Dec. 1906 pp. 195—206.) Unser Ehrenmitglied, Dir. des Provinzial-Museums zu Danzig, hat die verschiedenen Wege wie das Museums-Interesse im Publikum zu fördern, zum Gegenstande einer Vorlesung in England gemacht. Interessant sind die Abbildungen: Diplom zur Ernennung korrespondierender Mitglieder des Westpreuß. Museums. Marmortafel mit den Namen verdienstvoller Förderer, ebendasselbst. — Goldene Medaille für einen Donator gestiftet von der Marienburg-Gesellschaft in Westpreussen. — Goldenes Anerkennungszeichen für einen Donator des Märkischen Provinzialmuseums (abgebildet ist das unserm verehrten gemeinnützigen Mitglied Grubenbesitzer Franz Körner verliehene Exemplar). — Korrespondenzkarte mit Abbildung der Wassernuss (*Trapa natans*) um deren Fundstellen zu vermehren, Westpreuß. Provinzialmuseum. — Tafel mit vorgeschichtlichen Abbildungen, um das Verständnis für dergl. Funde zu erwecken, Westpreuß. Provinzial-Museum.

IV. Denkmalspflege in der Rheinprovinz. In Cöln hat sich unter besonderer Protektion des Kaisers der Rheinische Verein für Denkmalspflege und Heimatschutz neu konstituiert. Seine Hauptzwecke gehen dahin, auf die Sicherung und Erhaltung der in der Rheinprovinz vorhandenen Denkmäler der Geschichte und der Kunst hinzuwirken. Hunderte von großen und kleinen Burgen am Rhein, an der Mosel und ihren Nebenflüssen sinken in Trümmern, die alten, malerisch so reizvollen Bürgerhäuser und Bauernwohnstätten, alles lauter Zeugen des Emporblühens der letzten Jahrhunderte, verschwinden von Jahr zu Jahr immer mehr. Hier soll die neue Vereinigung eingreifen, um dem Rhein-

lande seinen schönsten Reiz ungebrochen zu bewahren. In einem Aufruf werden alle Kreise und Stände aufgefordert dem Verein beizutreten, dessen Schatzmeister Deichmann-Cöln Anmeldungen entgegennimmt.

### B. Persönliches.

V. Wir betrauern den Tod zweier liebenswürdiger Mitglieder. Oberlehrer a. D. Grupp, als Prähistoriker und Germanist verdient. Vergl. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg 12. Dezember 1906: Prof. Tschirsch widmete dem am 2. Dezember 1906 verstorbenen Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp in Brandenburg a. H. einen Nachruf, in dem er namentlich dessen Verdienste um die Märk. Namenforschung würdigte. — Vergl. auch Brandenburgia XIV. 235.

Ferner Herr Stabsveterinär a. D. Wilhelm Haupt, welchen der Tod am 10. d. M. von schwerem langjährigen Leiden erlöste.

VI. U. M. P. Offermann, der bekanntlich in China ansässig ist, sendet aus der heiligen, alten Mikadostadt Kioto in Japan eine hübsche Ansichtspostkarte mit Grüßen an die Brandenburgia.

VII. Heinrich Kochhann: Mitteilungen aus den Jahren 1839 bis 1848. Der Sohn, Herr Albert Kochhann, hat die Güte gehabt mir Abt. III des literarischen Nachlasses seines geschätzten Vaters, des langjährigen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers zu verehren. Ich verweise wegen der Abt. I und II auf meine Vorberichte. Die Periode III fällt in die eigentliche städtische Tätigkeit Kochhanns, der 1839 zum Stadtverordneten gewählt wurde. Die Versammlung tagte damals im abgebrochenen Köllnischen Rathause. Neue Tatsachen werden nicht erzählt, vielmehr spinnt sich der Faden der Erlebnisse Kochhanns an dem größeren Leitseil der kommunalen und politischen Ereignisse ebenmäßig bis zum 22. März 1848, dem Tage der Beerdigung der Märzgefallenen ruhig fort. Immerhin ist es nicht uninteressant, diese Erlebnisse vor dem geistigen Auge sich abspielen zu sehen. Vergl. Brandenburgia XV. 304.

VIII. Der Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte hat das vorliegende Rundschreiben aus Leipzig, den 26. November 1906, sowie Mitteilungen der Zentralstelle, Auszug aus Heft II (1906) eingesandt, woraus ersichtlich, wie der rüstig vorwärts strebende Verein, dessen wir wiederholt in unseren Mitteilungen gedacht, bereits 452 Mitglieder zählt. Mehrere orientierende Artikel von Dr. Armin Tille: Die Genealogie als Wissenschaft; genealogische Quellen u. s. f. — Vergl. auch meine Notiz Brandenburgia XV. 286.

### C. Naturkundliches.

IX. Zur Palaeontologie des brandenburgischen Diluviums. Spiridion Brusina: Ueber *Vivipara diluviana* (Kunth). (Nach-

richtsblatt der Deutschen Malacozologischen Gesellschaft. 39. Jahrg. S. 40—45.) Fast überall in unserm ehemaligen Elbgebiet (im weitesten Sinne), dagegen nicht in unserm ehemaligen Odergebiet, findet sich in dem älteren sandigen oder lehmig-sandigen Diluvium der näheren und weiteren Umgegend Berlins eine fossile Schnecke vor, welche ungefähr an unsere bekannten gedeckelten Sumpfschnecken *Paludina vivipara* (L.) (*Vivipara vera* v. Frauenfeld) und die etwas seltenere *Paludina contecta* Millet (gleich *V. vera* v. Frauenfeld) erinnert. Als ausgiebigste Fundstelle von *Paludina diluviana* habe ich vor Jahren den sandigen Abhang entdeckt, welcher zu dem Etablissement Paulsborn im Grunewald gehört, woselbst diese fossile Schnecke als gemein, daneben eine *Valvata* und *Neritina fluviatilis* als seltneres Vorkommen meinerseits festgestellt ist.

Ich habe diese Schnecke, welche für bestimmte Ablagerungen des älteren Diluviums geradezu das eigentliche paläontologische Leitfossil ist, Ihnen gelegentlich mit anderen organischen Funden wiederholt und in großen Mengen vorgelegt. Wahrscheinlich kam zu ihrer Zeit schon bei uns der Mensch vor. An sonstigen Fundorten, wo ich das Vorkommen konstatiert, fallen mir augenblicklich die Nachbarschaft von Onkel Toms Hütte; Abhänge am Nikolassee; Beelitzhof; im Grunewald ein. Ferner die tiefe Kiesgrube am Ende der Lindenstraße in Westend; beim Teufelssee in den Ravensbergen unweit von Potsdam; bei Bornstedt; am Ufer des Griebnitzsee (Wannsee II); Klein Glienicke bei Potsdam; Sacrow bei Potsdam; Müggelberge, Müggelheim; Stadt Werder a. H. und Plessow; Ferch; Caputh; Kiesgrube bei Bahnhof Werder; Tempelhofer und Kreuzberg in Berlin. Bei Rixdorf; bei Sperenberg am Abhang nach dem See (Mundtsche Gruben); am Rietzsee bei Brandenburg a. H.; bei Tempelhof; Südend; Marienfelde usw.

Fast immer kommen die Schneckenschalen verstreut vor; es ist aber auch als ursprüngliche Lagerstätte eine förmliche Paludinenbank unweit des Kreuzbergs erbohrt worden. Vergl. meine Angaben *Brandenburgia* VIII. 206—210. Darin auch die neuerlich in die Spree wieder eingewanderte Deckelschnecke *Lithoglyphus naticoides*.

Der infolge einer Fußwunde im französischen Kriege als Reserveoffizier leider zu früh verstorbene vorzügliche Palaeontologe Dr. Kunth erkannte und beschrieb die Schnecke zuerst von Tempelhof in einen Artikel der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. XXXIX, *Brandenburgia* Berlin 1888 S. 605. Verschiedene Forscher schlagen vor, den internationalen Gesetzen der jetzt geltenden Nomenklatur entsprechend, statt *Paludina diluviana* Kunth fortan *Vivipara diluviana* (Kunth) zu schreiben. Warum — was sehr merkwürdig — die Schnecke im Odergebiet noch nicht gefunden, bleibt noch aufzuklären. Seit vielen Jahren hat mich die Frage gequält, ob nicht in den Neben-



flüssen der Donau und in deren Sulina-Mündung lebende Formen seien, welche mit *Vivipara diluviana* identisch seien. Würde die Frage, welche meinen Freund, den auch als Gönner und Förderer der *Brandenburgia* uns wohlbekannten, Herrn Spiridion Brusina, Professor der Zoologie an der Universität Agram und lange Zeit hindurch Direktor des Kroatishen Naturhistorischen National-Museums daselbst, ebenfalls seit Jahrzehnten beschäftigt, bejaht, so hätten wir ein hochmerkwürdiges Zeugnis der früheren Verbreitung einer südosteuropäischen lebenden Schnecke bei uns.

Herr Brusina hat das fossile Material, namentlich mein Ihnen bekanntes, welches ich dem Märkischen Museum einverleibt, genau studiert und mit den in Frage kommenden lebenden Tieren aus dem Donaugebiet verglichen. Brusina kommt zu dem Endergebnis, daß keine der südöstlichen lebenden Formen völlig unserer fossilen *V. diluviana* entspricht; ebensowenig lassen sich die aus jenen Gegenden bekannt gewordenen fossilen Arten mit unserer *V. diluviana* identifizieren.

*Vivipara diluviana* (Kunth) muß hiernach mindestens zurzeit als eine völlig ausgestorbene Schneckenart angesehen werden. Noch will ich bemerken, daß ich niemals gedeckelte Exemplare der *V. diluviana* und auch keine einzelne Deckel derselben gefunden habe. Die letzteren, aus einer hornigen Masse bestehend, scheinen sich spurlos aufgelöst zu haben, während dagegen die Deckel anderer hiesiger diluvialen Schnecken, die, wie z. B. *Bythinia tentaculata* vergesellschaftet mit *V. diluviana* vorkommen, nicht selten sind. *V. diluviana* ist, wie der Name besagt, lebendig gebärend und es finden sich ihre Embryonen nicht selten, aber auch ohne die Deckel, im Innern der Muttertiere wohl erhalten vor. Am Schluß bemerkt Brusina (S. 45): „Nachdem die gewöhnlichen Formen dieser Gattung aus den oberen Tälern der Drau und Save in Kroatien mit den allgemein bekannten, weit verbreiteten Formen von Zentral-Europa, nämlich mit *V. vivipara* (L.) und *V. contecta* (Millet) übereinstimmen, so habe ich mir Material aus Slavonien und aus der unteren Donau verschafft und photographische Bilder verbreitet, um eine ausführliche Arbeit über *V. diluviana* und die verschiedenartigen Formen der recenten *Vivipara* Südost-Europas zusammenzustellen, welche Arbeit ich Herrn Ernst Friedel für die Berliner „*Brandenburgia*“ versprochen hatte. Das vorbereitete Material samt Photographien liegt heute unbenutzt in der Sammlung des National-Museums in Agram.“

Dies hängt augenscheinlich damit zusammen, daß Herr Brusina infolge von Mißhelligkeiten sich leider veranlaßt gesehen hat, aus der Museums-Verwaltung auszuschneiden. Immerhin hoffen wir noch auf eine günstigere Konstellation, welche eine Hebung des unbenutzt daliegenden wissenschaftlichen Schatzes seitens unsers Freundes, der in der

Weichtierkunde zu den größten Kennern der Gegenwart gehört und eine wissenschaftliche Zierde der aufstrebenden kroatischen Nation ist, ermöglichen wird.

Das Vivipara-Problem ist für unsere Gegend auch in urgeschichtlicher Beziehung ungemein wichtig: die Tierwelt der Gewässer war der jetzigen höchst ähnlich, auch das Klima, a priori ist also kein Grund ersichtlich, weshalb nicht bei uns damals bereits der Mensch vorhanden gewesen sein sollte.

X. Dr. Otto Zacharias (Plön): Über die eventuelle Nützlichkeit der Begründung eines staatlichen Instituts für Hydrobiologie und Planktonkunde. Nebst Vorschlägen zur Erzielung besserer Vorbedingungen für die Hebung des biologischen Unterrichts an unseren Lehranstalten. (Sonderabdruck aus dem Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde Bd. II. 1907. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.)

Der der Brandenburgia seit lange bekannt als unermüdlicher Forscher in den angedeuteten Wissensfächern, bringt so überzeugende Gründe vor, daß wir das Wort „eventuelle“ streichen und die Notwendigkeit betonen möchten.

Meines Wissens heißt es auch hier wieder: Die Wissenschaft geht nach Brot. Der Staat müßte die Mittel für ein solches allmählich immer dringlicher werdendes Institut aufbringen können.

Vergl. über verwandte Schriften desselben Verfassers mein Referat in Brandenburgia XV. S. 141 und 299.

#### D. Kulturkundliches.

XI. Hefte zur Märkischen Kirchengeschichte. Im Auftrage des Provinzial-Ausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg, herausgegeben von P. Troschke, Pastor und Vereinsgeistlicher. Bandausgabe Heft 1—10. Geschäftsstelle Berlin W. 50, Passauerstr. 16.

Der treue Gehilfe Dr. Martin Luthers und Melanchthons Paul Eber hat es einmal ausgesprochen: „Nichts ziemt den Menschen mehr, als die Altertümer seiner Heimat, die Sitten und Großtaten seiner Vorfahren kennen zu lernen“. Es ist erfreulich, daß heute weite Kreise geschäftig sind, die Kenntnis der Geschichte unseres Volkes, vor allem unserer heimatlichen Provinz, zu fördern. Mit welchem freudigen Stolz wir Märker auf unsere Geschichte zurückblicken können, da sprach der Kaiser, unser Markgraf, mit den herrlichen Worten aus: „Ich habe das Gefühl, daß alles, was das Land geworden und was das Reich geworden, schließlich beruht auf einer festen Säule, und diese Säule ist die Mark“.

Die Kraft dieser Säule ist von jeher der fromme, treue Glaube der Märker gewesen. Wie dieser Glaube in der Mark gesäet wurde, wie er wuchs, wie er in Sturm und Kampf fest in den Herzen blieb, wie er Früchte brachte und weithin Samen streute, das lehrt die Märkische Kirchengeschichte. In diese einzuführen sind die Hefte bestimmt, von denen die Nummern 1—6 bereits in der *Brandenburgia* besprochen und vorgelegt worden sind.

In dem Prospekt heißt es „Mit Vorbedacht haben wir den Heften das Bild des gepanzerten Ritters aufgedruckt, nicht nur um an das Siegesallee-Standbild Albrechts des Bären, dessen Name mit der Christianisierung der Mark unzertrennlich verbunden ist, zu erinnern, sondern um anzudeuten, daß wir Märker die geistliche Rittersrüstung tragen und das Kreuz allezeit hochhalten müssen, damit wir siegen, wenn der Kampf um den Glauben auf märkischem Sande geführt wird.“

Folgende Hefte sind zum überaus billigen Preis von 10 Pfg. das Heft erschienen: 1. Die Reformation in der Mark. 2. Die Hugenotten in der Mark. 3. Kurfürstin Elisabeth, die Bekennerin. 4. Die Brüdergemeinde in der Mark. 5. Aus märkischer Heidenzeit. 6. Wie die Mark christlich wurde. 7. Markgraf Johann von Küstrin. 8. und 9. Märkische Missionare in Heidenlanden I. (Doppelheft). 10. Märkische Missionare in Heidenlanden II.

In Nr. 7 behandelt u. M. Herr Pastor Zehmann in Hermsdorf die, wie die *Brandenburgia* auf ihrer Cüstrin-Fahrt erfuhr, noch heut lebendige, im besten Sinne volkstümliche Figur des höchsinnigen Markgrafen Johann, von dem in Cüstrin am 12. Oktober 1902 im Beisein Kaiser Wilhelms II. ein schönes Denkmal enthüllt wurde. Geboren als zweiter Sohn des starr katholischen Kurfürsten Joachim II. am 3. August 1513 und zu Cöpenick am 3. Januar 1571 verstorben\*), hat er für Ausbreitung und Befestigung der neuen evangelischen Lehre unausgesetzt gewirkt. Im Volke war er wegen seiner Jovialität und Nächstenliebe außerordentlich beliebt.

Nr. 8—10 hat Herr Pastor Gareis in Buch, unser freundlicher Führer in der Kirche dieses herrlichen Rieselguts der Stadt Berlin, mit warmen Worten in gemeinverständlicher Weise verfaßt. Es ist die Tätigkeit unserer Missionen unter den Heiden in Asien, Afrika, Amerika und Australien geschildert.

XII. Zu dem Vortrag unseres Ausschußmitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht\*\*) über die am 12. Januar 1807 erfolgte Gefangennahme des Marschall Victor, später Marschall von Frankreich

\*) Denkwürdig für die Geschichte der Deutschen Heilbäder ist es, daß Johann wegen Gallensteinleiden im Sommer 1570 die Bäder zu Karlsbad in Böhmen benutzte.

\*\*) Dieser Vortrag und mehrere andere wird Herr Dr. Albrecht in einem Bande unsers Archivs veröffentlichen.

und Herzog von Belluno, teilt u. M. Herr O. Monke uns noch folgendes mit, gleichzeitig zu seinem in Schloß Ruhwald am 9. v. M. gehaltenen Vortrag. Der gegen Blücher ausgewechselte General Victor folgte Napoleon nach Ostpreußen und nahm u. a. an der blutigen Schlacht bei Friedland teil. Als die russische Garde, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatte, hervorbrach, warf sich eine Division der von Victor befehligten Reservetruppen auf sie, durchbrach sie und trieb sie in die Flucht. Victor aber erhielt bei Friedland den Marschallstab. Nach dem Frieden von Tilsit war er einige Zeit Gouverneur von Berlin. Im Jahre 1808 legte er westlich von Charlottenburg auf dem Spandauer Berge bei dem heutigen Westend ein großes Lager an (die „Napoleonsburg“). Bei dieser Gelegenheit wurden dort oben die „Franzosenbrunnen“ gegraben, Ziehbrunnen von erheblicher Tiefe. Die Erinnerung an diese Brunnen hat sich in Charlottenburg bis auf den heutigen Tag erhalten; sie knüpft sich indessen an die wahrscheinlich durch Lehmausschachtung entstandenen tiefen Gruben im Parke des Schlosses Ruhwald und eines Nachbargrundstückes. Einer dieser „Franzosenbrunnen“ wurde um 1850 untersucht. Dabei fiel einer der Herren hinein und konnte nicht wieder hervorgezogen werden. Er soll eine goldene Uhr nebst Kette getragen haben, woraus übrigens nach weiteren 50 Jahren ein „Goldschatz“ werden dürfte, dem die Schatzgräber nachspüren.

XIII. Aus ähnlicher bewegter Zeit lege ich ihnen aus der Zeitschrift „Der Tag“ vom 20. v. M. ein Bild vor betitelt: „Das alte Potsdamer Tor. Aquarell um 1810. Aus der Ausstellung Alt-Berlin im königlichen Kupferstich-Kabinet.“ Indem ich die Brandenburgia-Mitglieder dringend ersuche, diese in Orts- und kulturgeschichtlicher Hinsicht recht lohnende Ausstellung zu besichtigen, füge ich hinzu, daß das Bild die Aussicht nach dem Potsdamer Platz zu im Sinne hat; hinten auf dem Platz stand lange die bekannte, vor mehrerer Jahren zwecks Verbreiterung des Platzes abgerissene Linckesche Apotheke. Das schmale hohe Haus auf dem Bilde schwebt allen Berliner noch in der Erinnerung vor. Das aus derben Bohlen mit starken Türangelbändern beschlagene Tor ist geschlossen. Rechts und links die gemauerten Torpfeiler mit römischem Trophäenschmuck und dem aufsteigenden preußischen Adler „nec soli cedit“ darüber. Daran schließt sich die Stadtmauer rechts und links an, Ziegelwerk mit einfach geometrisch verziertem Abputz. Das Tor ist aber von innen verbarrikadiert und zwar durch eine 1 bis 5 m hohe Erdanschüttung, vor der die beiden Schilderhäuser umgekippt auf dem Erdboden liegen und noch zur Verstärkung drei Pallisadenstämme eingepflanzt sind. Auf der Anschüttung stehen zwei französische Soldaten feldmarschmäßig und mit wunderlicher Bekleidung ausgerüstet. Einer scheint durch das Schlüsselloch des Tores zu lugen, der andere sieht nach dem später sogenannten Leipziger Platz, damals als das Achteck

bezeichnet\*). Es handelt sich anscheinend um kriegerische Vorbereitungen, um einen Angriff von außen, um einen Handstreich und Überfall. Hier nach irrt sich die Direktion des Kupferstichkabinetts zweifellos, wenn sie das stimmungsvoll ansprechende Aquarell in das Jahr 1810 versetzt. Ich besichtigte das Bild mit u. M. Herrn Major a. D. Noël, einem erfahrenen Kriegsgeschichtsforscher; wir sind der Meinung, das es sich um das winterliche Frühjahr 1813 handelt. Am 20. Februar 1813 waren russische Truppen durch das Neue Königstor bis zum Alexander Platz vorgedrungen. Die Spenersche Zeitung vom 11. März 1813 berichtet hierüber.

„Einzelne Kosaken jagten ganze Haufen Infanterie und auf dem Schloßplatze sprengte ein von einem Trupp feindlicher Kavallerie verfolgter Kosak so verwegen auf ein Bataillon Infanterie ein, das ihm den Weg versperrte, daß dieses in seltsamster Betäubung Platz machte und ihn durchjagen ließ\*\*). Der Oberst Tettenborn zog sich nach einigen lebhaften Scharmützeln wieder aus der Stadt zurück und wurde vor dem Tore vom General Tschernischeff\*\*\*) aufgenommen. Beide vereint besetzten die Höhe, die ungefähr eine Kanonenschußweite vom Tore liegt. Der Feind, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, kam jetzt aus der Stadt, um die Höhe anzugreifen; alle seine Versuche scheiterten jedoch an der Tapferkeit der Kosaken, die sich jedesmal, wenn er die Anhöhe

\*) Der Kunstkritiker Herr Carl Krebs bemerkt von dem Bilde in der Zeitschrift „Der Tag“ vom 25. d. M.: „Gerade wie wenn ich in der Ausstellung „Alt-Berlin“ im hiesigen Kupferstichkabinet ein Aquarell vom Potsdamer Platz um 1810 betrachte. Hier versenke ich mich in die Einzelheiten des Blatts, sehe das barocke Tor mit den beiden Wachtsoldaten an, freue mich über das engbrüstige weiße Haus mit Balkonen — es sieht wie ein Traum von Karl Walser aus — das an der Stelle des jetzigen Café Josty stand.“

\*\*\*) In Brandenburgia IX habe ich (Oktober 1900) mit Bezug auf Gustav Partheys Jugenderinnerungen Bd. I Berlin 1871 S. 71 folgendes geschrieben: Parthey sagt: „1806 sprengten französische Reiter in Berlin über den Schloßplatz nach der Langen Brücke zu. Der letzte Reiter war etwas zurückgeblieben, spornte sein Pferd und dies schlug mit solcher Gewalt aus, daß das lockere Eisen eines Hinterfußes bis gegen das Tuchhändler Hoffmannsche Haus flog und dort hängen blieb. An der Dachrinne mit Draht befestigt, diente es viele Jahre als Wahrzeichen.“ — Parthey irrt sich hier, es handelt sich um einen Kosaken, der im Frühjahr 1813 sich in Berlin hineinwagte und von den Franzosen verfolgt wurde. Das betreffende Haus am Schloßplatz Nr. 12 wurde mit den Nachbarhäusern, um dem von der Brandenburgia besichtigten großen neuen Marstallgebäude Platz zu machen, abgebrochen; das auf einem kleinen Steppenpferdefuß deutende eigentümlich geformte russische Hufeisen ist ins Märkische Museum, unter Beifügung eines beurkundenden Schriftstücks gelangt und dort unter der Katalognummer B. VI 11552 eingetragen.

In der 1907 erscheinenden, von mir herausgegebenen, mit Anmerkungen versehenen Neudruck-Ausgabe von Gustav Partheys Jugenderinnerungen (Verlag unseres Mitgliedes Frensdorff) habe ich den Sachverhalt richtiggestellt.

\*\*\*) Derselbe Tschernischeff, dessen ich in meinen Jugenderinnerungen von Auerstedt in der Oktobersitzung v. J. gedacht.

erreicht hatte, auf ihn stützten und ihn bis ans Tor zurücktrieben. Das Gefecht endigte damit, daß der Feind wieder zurückging und die Tore verrammelte.

In der Nacht vom 3. zum 4. März verließen die Franzosen Berlin in aller Frühe.“

Für mich unterliegt es, nach diesem zeitgenössischen zuverlässigen Berichte keinem Zweifel, daß sich das Bild mit dem verrammelten Potsdamer Tor auf die Tage zwischen dem 21. Februar und 3. März 1813 bezieht.\*)

Leider ist mir der Künstler des Bildes unbekannt geblieben. Sollte ihn jemand kennen, so erbitte ich im Interesse der Brandenburgia um gefällige Nachricht.

XIV. Weihnachtsmarkt und Weinachtsbrauch im alten Berlin. Auf allgemeineren Wunsch reproduziere ich hier einen von mir im B. *P.A.* vom 23. v. M. veröffentlichten Aufsatz mit einigen Zusätzen und Abänderungen.

Jedes Ding muß seinen Anfang haben, obgleich dieser nicht immer leicht festzustellen ist. Dies gilt von unseren heimatlichen Gebräuchen ebenfalls. Daß unsere germanischen Vorfahren die Zeit, von welcher an das belebende Sonnen- und Tageslicht nach langem Winterkampf wieder zuzunehmen beginnt, feierten, daß der Umzug der mächtigsten Göttergestalten in dem Zwölften, die man noch heute in Berlin abergläubisch wohl beachtet\*\*), in den Nächten zwischen dem 23. Dezember und 3. Januar stattfand, daß die Erinnerung daran in den Gestalten der Fru Gode, Fru Frick, Fru Herke, Fru Holle nach Zurückdrängung der wendischen Einwanderung wieder aufgedämmert ist, das lehren uns die Handbücher der deutschen Göttersage und Volkskunde übereinstimmend. Ebenso wissen wir, wie ausnehmend geschickt die katholische Kirche

\*) Der besprochene Kampf am 20. Februar 1813 hatte den Russen nur wenige Tote gekostet, leider darunter einen talentvollen jungen Mann, dem zu Ehren nahe dem Neuen Königstor an der Stadtmauer eine Tafel mit goldenen Buchstaben eingelassen ward. „Alexander Freiherr von Blomberg geb. zu Iggenhausen den 21. Januar 1788 fiel als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar 1813.“ Nach Abbruch des Tors und der Stadtmauer ward die Tafel an den das Grundstück der Barthomaeskirche umfriedigenden Umfassungsmauer angebracht. Die beabsichtigten Straßenneuregulierungen in der Gegend werden vermutlich eine nochmalige veränderte Anbringung der Erinnerungstafel im Gefolge haben.

\*\*) Als ich bei meiner Mutter in Berlin Dorotheenstr. 62 wohnte — das in den 30iger Jahren des 19. Jahrhunderts gebaute Haus ist noch unverändert und dadurch besonders kenntlich, daß die ganze Fassade mit kleinen Mosaiksteinen, von der Größe des Mosaikpflasters unserer Bürgersteige belegt ist — hielt dieselbe zwischen Weihnachten und Dreikönigstag eine Wäsche ab. Als nun gleich darauf ein uns ganz unbekannter Hausbewohner starb, hieß es bei den alten Frauen im Hinterhause: Na ja, das ist auch kein Wunder, die Frau Doktor hat ja in den Zwölften große Wäsche gehalten.

ihren vielseitigen, die Phantasie fesselnden Kultus mit den Gebräuchen des bezwungenen oder allmählich verblichenen Heidentums zu verbinden verstand. So ist es auch in der Mark Brandenburg zugegangen. Die Christmetten mit ihren derben Späßen im Halbdunkeln vor Tau und Tag innerhalb der kirchlichen Gebäude, wo der Geistliche wohl selbst mit kräftiger Stimme das Ochsen- und Eselgeschrei zum Andenken an die Krippe von Nazareth anstimmte, um das Christkindlein vor der prächtig geschmückten Krippe mitsamt der Mutter Gottes und dem braven Josef zu begrüßen, sodann der Umzug der heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior und Baltasar, dargestellt von armen verkleideten Kindern, die aufgeputzt singend von Haus zu Haus zogen und den Stern von Bethlehem drehten, das alles sind Anschlüsse des Frühchristentums in unserer Gegend an die im Volk lebenden noch früheren heidnischen Sitten und Gebräuche.

Den ersten Beginn der Weihnachtsmärkte leite ich auf die Buden zurück, die sich unter besonderer Obhut der Geistlichkeit an die ältesten Gotteshäuser von St. Nikolai, St. Marien und St. Petri anlehnten, in denen allerhand kirchlicher Tand, Motivgaben, Pilgerandenken, kleine, geweihte Geschenke, insbesondere aber Wachskerzen jeder Größe feilgehalten wurden.

Spielten diese geweihten Kerzen überhaupt schon im christlichen Kult eine bedeutsame Rolle, so besonders in der Fröhlichefeier des ersten Weihnachtsfeiertages, in der Fröhliche, wo jedermann für sich in der absichtlich dunkeln Kirche ein Licht mitbrachte und noch mehrere davon als Opfer spendete. Diese Lichte wurden auf vorhandene, mit Dornen ausgestattete Eisenringe gesteckt, die sich in parallelen Reihen pyramidenförmig nach oben zuspitzten und auf einem Holzstamm standen\*). Das waren die Weihnachtsleuchter oder Weihnachtsbäume, aus denen im Laufe der Jahrhunderte das, was wir als Weihnachtspyramide und Weihnachtsbaum kennen, entstanden ist. Hierbei ging es im Halbdunkel während der Weihnachtsfeier arg genug her, die Weihnachtsbäume wurden umgestoßen und verursachten Brände. Daher hing man vielfach die Lichterpyramiden als Weihnachtskronen an der Kirchendecke auf. Von der protestantischen Zeit an nahmen, woran auch der durch das Herrscherhaus künstlich geförderte nüchterne Calvinismus nichts zu ändern vermochte, die Weihnachtspossen in der Kirche derart überhand, daß schon unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten preußischen König Verordnungen dawider erschienen. Nun wurde der Trubel auf die Straße verlegt, mit Mummereien, Aufzügen u. dgl., bis unter dem

\*) Ein eisernes Exemplar z. B. im Dom der Lebuser Bischöfe zu Fürstenwalde a. Spree, ferner im Dom zu Havelberg. In alten katholischen Kirchen, wie in Salzburg, werden diese Lichterbäume aus Eisen noch heut benutzt.

zweiten preußischen König ein scharfes Edikt „wider die Alefanzereien zum Heiligen Christ“ auch hiergegen einschreiten mußte.

Das Weihnachtsfest verweltlichte sich, die Buden mit Weihnachtsgaben kamen auf die städtischen Märkte und Plätze und bildeten eine besondere Einnahme für die Kämmerei. So wissen wir aus dem älteren Köllnischen Stadtbuch, daß für Buden mit Wachlichter und Honigkuchen, also für echte Weihnachtsgaben, Stättegeld erhoben wurde. Neben dem städtischen Element machte sich aber seit der Einrichtung der landesherrschaftlichen Residenz in Berlin und Kölln die Anteilnahme des Hofes geltend. Um 1590 wurde z. B. von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hauses nebst vielen adligen Genossinnen eine gar artige Komödie von der Geburt des Herrn Christi mit Musik aufgeführt. Der Weihnachtsmarkt, erst auf dem Petriplatz und Köllnischen Fischmarkt, folgte mehr und mehr „dem höfischen Zuge“ und etablierte sich, von landesväterlichem Wohlwollen begleitet, allmählich in der Breiten Straße. Sonderbarerweise beschenkte der Hof sich aber noch nach westeuropäischer Art, also wie in England und Frankreich: um Neujahr; erst Friedrich der Große führte die Weihnachtsbescherung für sich am ersten Weihnachtstage ein.

Und an letzterem Tage ist als an dem eigentlichen Beschenktage auch in Berlin lange festgehalten worden, ja einzelne Familien tun das noch heute. Da können also die Kinder immer noch wörtlich recht haben mit ihren am Heiligabend aufgesagten Verslein:

„Morgen Kinder, wird's was geben,  
Morgen werden wir uns freun,  
Welche Wonne, welches Leben,  
Wird in diesem Hause sein.  
Einmal werden wir noch wach,  
Heißa! Dann ist Weihnachtstag.“

In meiner frühesten Jugend, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, überwog aber bereits weitaus die pädagogische Anschauung, die armen Kleinen nicht die ganze Nacht hindurch in Aufregung zappeln, sondern ihnen das Zagedachte bereits am Heiligabend zukommen zu lassen, damit sie ausschlafen und mit ausgeruhtem Magen an die schweren süßen Genüsse des Weihnachtstages herantreten können. Schlafen tun freilich die meisten Kleinen vor Freude doch nicht.

Friedrich Nicolai, der sonst alles Merkwürdige Berlins ausführlicher schildert, bringt (1769) in seiner Beschreibung Berlins nur eine kurze Nachricht: „Der Christmarkt ist hauptsächlich nur für die Einwohner der Residenzstadt eingerichtet, von welchen allerhand Waren, besonders Puppenwerk, Drechslerarbeit, Pelzwerk und Naschwerk verkauft wird.



Er dauert bis zum Neujahre; die Buden werden hauptsächlich in der Breiten Straße aufgeschlagen.“

Aus etwas späterer Zeit datieren mehrere vorzügliche Kupfer Daniel Chodowieckis, den Weihnachtsmarkt darstellend; auch Abbildungen der bürgerlichen Weihnachtsbescherung haben wir. Dabei fehlt allemal — bis in die Anfänge von D. Th. A. Hoffmanns\*) Zeit hinein — der Weihnachtsbaum. Auf einem Bilde sehen wir in der Mitte des Geschenketisches, da, wo jedermann heutzutage den Christbaum erwarten würde, ein pyramidenartiges Gestell, auf diesem aber — ein neues Kleid für die Hausmutter ausgebreitet — unwiderlegliche Beweise für diejenigen, die noch skeptisch sein sollten, daß der Weihnachtsbaum als Mittelpunkt der Weihnachtsbescherung erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführt ist. Unterstützt wurde die neue Sitte durch die entstehenden Eisenbahnverbindungen mit dem Harz und Thüringer Wald in den 50er Jahren, wodurch Fichten und Tannen in Masse und billig nach Berlin kamen, während die sparrige und störrige märkische Kiefer keinen recht brauchbaren Weihnachtsbaum liefert, was dazu beigetragen hat, die Benutzung der eigentlich doch wenig ästhetischen Weihnachtspyramide mit ihrer primitiven Form und grellen Ausschmückung vielfach auch in besseren Familien beizubehalten. Bei den „kleinen Leuten“ wird die Pyramide (berlinisch „Perchtemite“) noch jetzt benutzt.

Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise begünstigten ebenso wie bereits dessen Vater den Weihnachtsmarkt recht sehr. Auch die zweite Gemahlin des Erstgenannten, die Fürstin Liegnitz, sah man öfters dort Einkäufe machen, nicht minder Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.; besonders letzterer verhielt sich der altherwürdigen Institution gegenüber wohlwollend; auch gibt es noch Augenzeugen, die Kaiser Friedrich als Kronprinzen dort in jovialer Laune feilschend und scherzend gesehen haben.

Kein Wunder bei dieser Hofgunst, daß der Weihnachtsmarkt sich unter den Fenstern des Schlosses räumlich bis auf den Schloßplatz und zeitlich vom 11. Dezember bis 6. Januar ausdehnte, wobei außerdem noch das Lagern und allmähliche Aufstellen der Weihnachtsbäume vom 6. Dezember an geduldet wurde. Das war der Höhepunkt

\*) Die Märchen der Serapions-Brüder von E. T. A. Hoffmann. Ausg. von Hans von Müller Berlin 1907. Das Märchen vom Nußknacker und Mausekönig. S. 15: „Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermanteln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, aus allen Ästen. Als das schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunklen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten.“ — S. 323 sagt Hans v. Müller: „Im Vorbeigehen mag noch bemerkt werden, daß nach Tille's Geschichte der deutschen Weihnacht unser Märchen die erste Darstellung einer Berliner Weihnachtsfeier mit dem Christbaum ist.“

und die eigentliche Glanzperiode des Christmarktes. 1852 schrieb ein hiesiger Augenzeuge: „Ob es Euch wie mir noch in meinem Alter ergeht, ob es Euch auch, wenn Ihr die Breite Straße betretet, weihnachtlich anheimelt? Ich meine ja, es ist und bleibt in Eurer Kindheit, wie es in der meinen war: an diese Straße und an dies Fest des Heiligen Christ knüpfen sich für die Berliner Kinder, reich und arm, die allerherrlichsten Erinnerungen\*.“

Die jetzige Generation weiß vom Weihnachtsmarkt in der Breiten Straße kaum noch etwas. Später wurde für ihn — 1884 — wenig zweckmäßig der Schloßplatz und der Lustgarten zugestanden und in Anspruch genommen.

Seit dem enormen Anwachsen und dem Verkehrsaufschwunge Berlins, beginnend mit dem Siegesjahre 1866, ließ sich der Untergang des Christmarktes an seinen bisherigen Stellen voraussehen. Polizeipräsidium und Magistrat haben im Interesse der „kleinen Leute“, das heißt: des kaufenden wie verkaufenden Publikums aus dem bescheideneren Bürgerstande, unter Billigung des Landesherrn, sich die redlichste Mühe gegeben, wenigstens etwas von der alten Sitte und Gepflogenheit zu retten. Es war aber angesichts der fortwährenden Klagen der Fuhrwerksbesitzer und anderer Interessenten über die durch den Weihnachtsmarkt hervorgerufenen Störungen in der Schloßgegend unmöglich, sich ihnen gegenüber auf die Damer ablehnend zu verhalten.

Am 24. Dezember 1893 schlug mit der Mitternachtsglocke auch die Todesstunde. Seitdem ist er aufgefliegen und hat sich nur wieder an einzelnen Gegenden, z. B. am Arkonaplatz und in der Friedenstraße, als bescheidenes Sonderabteil niedergelassen. Gewisse Töpfer- und Holzware z. B. soll so preiswert und eigenartig nur auf dem Markt längs der Friedenstraße zu haben sein. Ein artiger kleiner Weihnachtsmarkt erhält sich auf dem Bellealliance-Platz; dort sind sogar vereinzelt noch die volkstümlichen Kinderlärmgeräte „Knarre“ und „Waldteufel“ zu erblicken, auch die „Dreier-Schäfchen“, die also ausgerufen werden, obwohl man fünf Pfennig dafür zu zahlen hat. Da findet man auch noch den alten Hampelmann, „der hampelt, was er hampeln kann“, den „Berliner Sägemann“ und den „Berliner Spaßvogel“: „Vorne pickt er, hinten nickt er.“ Ja, das Neueste und Allerneueste wird dort — ein Beweis für die Jugendkraft des alten Weihnachtszaubers — verkauft, z. B. Voigt der „Hauptmann von Cöpenick“ in Holz, Zinn, Porzellan und — Zucker.

Auch der Knecht Rupprecht mit Bart, Rute und Sack geht noch in Berlin herum und fragt, ob die Kleinen hübsch beten können. Da aber Berlin zwei Millionen Einwohner zählt, wird man es ihm nicht

\*) Berlin. Ein Buch für junge und alte Preußen. Berlin 1852. S. 182.

verdenken, daß er sich eine Menge Ersatzleute genommen hat, die für ihn eintreten: das sind die Berliner Weihnachtsmänner\*).

Mag Weihnachtsmarkt und Weihnachtsbrauch im Wandel der Zeit sich geändert haben, die Weihnachtsfreude ist geblieben und diese wollen wir immer zum Christfeste uns untereinander wünschen.

XV. Vollendung des Teltow-Kanals. Als wir am 25. August v. J. unter sachverständiger Führung das Bett des Teltow-Kanals von der Giesensdorfer bis zur Glienicker Brücke durchfuhren, da konnte unser liebenswürdiger Führer, der jetzige Direktor des Teltowkanalbetriebes, Herr Baurat Sievers, die vollständige Durchführung des Kanals noch nicht zeitlich festsetzen. Nun ist aber der letzte Durchbruch, der Durchstich des hemmenden Erdwalls in der Nacht vom 17. v. M. ausgeführt worden. In einem Lokalbericht vom selbigen Tage heißt es wie folgt. „In den ersten Morgenstunden des heutigen Montags sind die beiden sich entgegenarbeitenden Bagger 30 m westlich der Parkstrasse zusammengetroffen und haben die letzten Bodenmassen, welche die Ost- und Westhälfte des Kanals noch trennten, beseitigt. Die offene Wasser-Verbindung zwischen Havel und Spree durch den Teltowkanal ist damit hergestellt.“

Nunmehr steht dem Beginn des Durchgangsverkehrs in kurzer Frist nichts mehr entgegen. Der Teltowkanal trennt jetzt in ganzer Länge die südlichen Teile des Kreises Teltow von den nördlichen. Völlig beendet sind die Arbeiten am Kanal allerdings noch nicht, es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß in den nächsten Wochen noch gewisse Erd-Bewegungen stattfinden und daß auch die jetzt hergestellte Rinne noch einmal sich wieder verengt. Aber eigentliche Schwierigkeiten sind doch kaum zu erwarten. Die Baggerarbeiten müssen noch fortgesetzt werden, auch fehlt noch ein Teil der Uferausbildung innerhalb der Lichterfelder Strecke. Ebenso sind an einigen anderen Stellen, namentlich an den Höfen usw. noch Rest- und Nacharbeiten auszuführen. Sie werden aber aller Voraussicht nach im Laufe dieses Winters, wenn dieser nicht jede Tätigkeit unmöglich machen sollte, zu Ende geführt werden. Vor allem muß noch die Treidelbahn, deren Fortführung ebenfalls infolge des Trennungsdammes in Lichterfelde bisher unterbrochen war, fertiggestellt werden. Mit diesen Arbeiten wird jetzt unverzüglich vorgegangen. In

\*) Vor einigen Jahren sah ich in der Leipziger Straße einen alten graubärtigen mit einem großen Mantel ausgestaffierten Mann, der in einem Sack über der Schulter zwei lebende Gänse verborgen trug. Natürlich wanden sich die armen Tiere hin und her. Dies erregte bei mehreren Kindern aus guten Familien große Bestürzung; sie glaubten, der Weihnachtsmann habe ein paar unartige Kinder in den Sack gesteckt. Denn das wird ja den Kleinen noch jetzt mitunter in der Weihnachtszeit vorgeredet: Seid ihr unartig, so kommt der Weihnachtsmann (Knecht Ruprecht) und steckt euch in seinen Sack.

den leitenden Kreisen wird als sicher angenommen, daß mit Beginn der Schifffahrt im neuen Jahre auch der Durchgangsverkehr im Teltowkanal aufgenommen werden kann. Am 22. Dezember 1900 wurde vom Kronprinzen am Park zu Babelsberg der erste Spatenstich zum Kanal getan.

Es hat also fast genau sechs Jahre gedauert, bis jetzt die ungehinderte Durchfahrt durch den Kanal ermöglicht worden ist. Die Kanalverwaltung mit dem Landrat Stubenrauch machte heute vormittag eine Fahrt über die ganze Länge des Kanals.“

Wir rufen den Unternehmern und dem stolzen Kulturwerk unserer Provinz ein herzliches Glück auf! zu.

Vergleiche auch Brdb. XV. 307.

XVI. Kirchliche Altertümer von Spandau. Aus Spandau, den 19. Dezember 1906 geht uns von unseren Freunden folgender Bericht zu. Der vierte (letzte) ortsgeschichtliche Vortrag über alte Stiftungen bei St. Nikolai wurde am Dienstag, den 11. d. Mts., Abends, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Herrn Oberpfarrer Recke in der Kirche selbst gehalten; ist doch St. Nikolai seit Jahren, und zwar mit bestem Erfolg, bestrebt, seine Pforten auch für außergottesdienstliche Versammlungen je und je weit aufzutun. Der Vortrag streifte zunächst die vorreformatorische Zeit, sie ist recht eigentlich, dem Geiste des katholischen Mittelalters gemäß, die Zeit der Stiftung zahlreicher kirchlicher Institute, geistlicher Gilden und Bruderschaften. Das Benediktiner Nonnenkloster St. Marien vor Spandau mit seinen vielen Liegenschaften, das Hospital St. Spiritus, die Georgen- oder Lazarus-Kapelle, die Gertrauden-Kirche, die 12 Stiftungsaltäre in St. Nikolai mit ihren mannigfachen Messe-Stiftungen und Kommenden, die Kalandsgemälde, die Elends- oder St. Annen-Bruderschaft sind dafür lebendige Zeugen. Wieviel Intraden aus alter katholischer Zeit, die noch heute, wiewgleich unter verändertem Titel, in den Einnahmen von St. Nikolai wiederkehren! Die St. Nikolai-Kirche ist nächstdem auch in nachreformatorischer Zeit reich an Stiftungen geblieben. Der Stiftungsalter des Grafen Rochus v. Lynar mit seinen herrlichen Altarleuchtern, die originelle Kanzel, — ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm I. an die ehemalige St. Johanniskirche, — das vergoldete Altar-Kruzifix, — eine Gabe Friedrich Wilhelms III., — die Altar- und Kanzel-Bibel, — eine Stiftung der Spandauer Bürger Stiebitz, Strackharn und Kuhlmei, — die neuen untern Kirchenfenster mit ihren charakteristischen Symbolen, — die Paramente (Altar- und Taufgeräte) und Ornamente (kirchliche Bekleidungsstücke), zahlreiche Bilder, Gemälde, — u. a. das Petrus-Bild Friedrich Wilhelms III., — Epitaphe und Widmungen traten in den unmittelbaren Gesichtskreis der Zuhörer. Ganz besonders zeichnen sich die Reformationsjubiläen von 1839 und 1889, sodann das Amtsjubiläum des Vortragenden von 1899, sowie — in ganz hervorragender Weise — die Zeit der letzten durch-

greifenden Erneuerung der Kirche von 1903 durch mancherlei Stiftungen aus. Eine eigenartige Stiftung aus älterer Zeit, auf die Bergau in seinen Bau- und Kunstdenkmälern in der Provinz Brandenburg mit Recht aufmerksam macht, ist das Ciborium (Oblatenkapsel) von 25. Dezember 1610. Das hochragende, oben mit einem Kreuz versehene Gefäß, das ausgestellt war, ist von Silber, zum Teil vergoldet, mit einer Bergkristallkugel in der Mitte. Der untere Teil des Deckels zeigt in überaus charakteristischer Prägung den predigenden Luther, die Seitenflächen sind reich verziert und mit entsprechenden Bibelsprüchen geschmückt. Auf der Inschriftenseite wird als Stifterin genannt: „Die edle und tugendreiche Rachel v. Rochow, des edlen und ehrenhaften Joachim v. Bredow Witwe“. Die Namen der Geistlichen und Kirchenvorsteher schließen sich an.

Der zweite Teil des Vortrags wandte sich den sogenannten Legaten der Kirche zu. Ihre Zahl ist sehr groß, um so größer, als die Legate der von St. Nikolai 1897 einbezogenen St. Johanniskirche (das Stietz'sche, Bauermüller'sche, v. Diest'sche, Rüppel'sche, Behrend-Armwald'sche Legat u. a. m.) hinzutreten. Aus der Fülle des Gegebenen waren ebenso sowohl die rein städtischen, wie die „gemischten Stiftungen, bei denen die Kirche noch heute Mitverwalterin ist (Heilige Geist-Hospital — 1244, — Wohltätigkeitsstiftung — 1816 —) auszuschneiden, ebenso die Schul- bzw. Armenlegate eines Wolf Schneider, Piper, Neumaister, Förderich, Ebel u. a. m. In gleicher Weise waren die freien Vereinen und Wohltätigkeitsanstalten überwiesenen Legate unberücksichtigt zu lassen, desgleichen sämtliche Legate für Gräberpflege, — auf den alten kirchlichen Begräbnisplätzen, — eben weil hier der spezifisch kirchliche Charakter zurücktritt. Zur Darstellung gelangten allein die kirchlichen Legate von St. Nikolai, und zwar in folgender Reihenfolge: die Kurrende die Stipendien, die kirchliche Armenpflege, die Kirchenbibliothek. — Die Kurrende ist eine im wesentlichen kirchliche Einrichtung der Reformationszeit, die abgesehen von dem, was beim wöchentlichen „Umsingen“ der „Kurrendaner“ in die Chor- und Kurrendekasse einging, durch mancherlei Legate (Joachim Bernds „Spende“, kurfürstliches Legat — „Kehrgeld“; letzteres wird noch heute an die Kirchenkasse von St. Nikolai in Höhe von 30 M jährlich gezahlt) getragen und gestützt wurde. Die kleinen Kurrendesänger in ihren schwarzen Mäntelchen, Schüler der untern Klassen der „Großen lutherischen Stadtschule“, die mit ihrem „praefectus“ vor den Haustüren der Bürgerschaft ihr Brot ersangen (wer denkt nicht an den Kurrendesänger Martin Luther von 1498, den Frau Ursula Cotta zu Eisenach so freundlich in ihr Haus aufnimmt!), waren anfangs ihrer 12 an Zahl. Seit 1825 ist die „Kurrende“ in unserer Stadt verschwunden. Nur die „Kurrendaner“, die in der Kirche dienen, „Levitens“ genannt, sind geblieben; auch ihre Kurrende-Mäntelchen tragen sie noch heute.

Die beiden spukhaften Sagen: „Abenteuer der Kurrendeknaben in der Kirche zu Spandau“, wie sie Wilhelm Schwartz in seinen vortrefflichen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg“\*) erzählt, wurden wortgetreu mitgeteilt. — Von weittragender Bedeutung sind, gleichfalls dem Geiste der Reformation entsprungen, die der St. Nikolaikirche gehörigen „Stipendien“, d. i. Legate für Studierende. Das erste Stipendium in Höhe von 500 Talern stiftete Herr Georg Christian Schreiber, ein junger Chirurgus anno 1708, das zweite (große) Stipendium zählt den weitberühmten Schulrektor Samuel Jacobi — 1737 zu seinem Stifter. Abgesehen von einer „Wechselwiese auf dem Stresow“, über deren Besitz und Nutzung mit der Familie des Stadtmusikus Fredersdorf jahrelang prozessiert wurde (Frau Fredersdorf war Jakobis Enkelin), bestand das „Jakobi'sche Stipendium“ in der Schenkung der sogenannten „Steinhufe“ in der Maselake, die damals 16 Thlr. Pacht trug“. Vor etlichen Jahren ist die „Steinhufe“ für 45 000 M verkauft worden! Das Kapitalvermögen der kirchlichen Stipendienkasse beträgt zurzeit 112 698,35 M, die Höhe der zu konferierenden Stipendien über 4000 M jährlich. Die Kirchenchronik bzw. das Pfarrarchiv enthalten eine förmliche Geschichte der Kirchenstipendien, die Testamente der Legatoren, die Verwaltungsnormen, die namentliche Aufführung aller Stipendien (zumeist Söhne unsrer Stadt) bis 1798 und weiter, die Berichte über geführte Prozesse. Der Vortragende teilte verschiedene interessante und charakteristische Einzelheiten aus den Stipendienakten mit. Zu bedauern ist, daß das Jacobi'sche Stipendium nur für Theologen und Juristen bestimmt ist, während das Schreiber'sche Stipendium allen Fakultäten, freilich nur in einmaliger Berücksichtigung des einzelnen offen steht.

Die kirchliche Armenpflege nach der Reformationszeit zeigt eine ganz eigenartige Entwicklung. Es gab eigene Armenvorsteher der Kirche und einen eignen kirchlichen Armenkasten. In den „Kasten“ (er steht noch heute mit seiner altertümlichen, kunstvollen Ausrüstung in der Kirche rechts am Ausgang unter der Orgelempore) flossen einmal die Interessen der Armen-Legate (Jochim Bernd, Rochus von Lynar, Gouverneur v. Schöning, Hans Ludwig von Goerzke, Erbherr von Bollensdorff), sodann die Einkünfte des „Klingelbeutel“, den die Armenvorsteher fleißig in der Kirche „umzutragen“ hatten, sowie die Erträgnisse der eisernen Büchsen, die in den Gasthäusern bei Hochzeiten, Gastgeboten, Kindtauf- und Begräbnis-Schmausen durch „getreue Personen „ausgehalten“ zu werden pflegten. Einnahme und Ausgabe wurden fein säuberlich in einem kirchlichen „Almosen-Büchlein“

\*) Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Aus dem Munde des Volks gesammelt und wiedererzählt von Wilhelm Schwartz, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 2 M, geb. 3 M.

„spezifiziert“; für würdige und zweckmäßige Verwendung der Armenspende war nach Möglichkeit Fürsorge getroffen. Als besondere Fonds der kirchlichen Armenpflege bis in unsere Zeit fortgeführt, sind zu nennen: der kirchliche Tuchfonds. Stifter sind: Graf Rochus von Lynar, Graf Maximilian von Lynar auf Schloß Lübbenau, König Friedrich Wilhelm IV., die Superintendenten Stechow und Gutheke, Schneidermeister Duchstein, Lehrer Wilde aus Pichelsdorf, Oberpfarrer emeritus Pezold, Stadältester H. Zimmermann. Die Gaben an Tuch und Geld werden alljährlich in einer Wertsumme von 140—150 M. am „Freitag nach Simon Judäa“ in der Kirche an Arme verteilt; sodann: der Karl Stechow'sche Konfirmandenfonds, 1683 mit 900 M. zur Beschaffung von Gesangbüchern für arme Konfirmanden gestiftet. — Die Zeiten haben sich geändert, neue Aufgaben erstanden, neue Wege waren zu beschreiten. Neben der großartig ausgebauten und reich dotierten städtischen Armenpflege geht die freie Liebes- und Vereinstätigkeit rüstigen Schritts einher, daneben ist die kirchliche Armenpflege in neuer, stetig wachsender Ausgestaltung „im Dienst“ geblieben. Der Etat der kirchlichen Armen-, Kranken- und Gemeindepflege von St. Nikolai hat zurzeit eine jährliche Einnahme von 9000 M. (Zinsen, Mitgliederbeiträge, aus der Kirchenkasse, aus Legaten, aus städtischen Mitteln, von Vereinen und Anstalten). Die sonntäglichen Kirchenkollekten (der frühere „Klingelbeutel“) von fast 1000 M jährlich, sowie die Sammlungen bei Hochzeiten (Sammler sind unsre Kurrendaner-Levitin), etwa 200 M. jährlich, sind in die „Einnahmen miteinbegriffen. Besonders gebucht werden alle freien persönlichen Liebesgaben und sonstige besondere Emolumente. Den Dienst der Nikolaikirche an den Armen und Kranken, an den Anstalts- und Waisenkindern der verschiedenen Bezirke in Krippe, Kinder-Bewahranstalt und Kinderhort verrichten seit nunmehr fast dreißig Jahren einheitlich im Geist der Kirche die Diakonissen aus dem Mutterhause Bethanien in Berlin. Die Arbeit ist eine reich gesegnete und fortdauernd zunehmende. Die Zahl der Diakonissen mit Einschluß von 3 Hilfschwestern beträgt zurzeit 12. Die Zahl der Kinder in den Kinderheimen und Kinderpflegestätten ist unter Zuzählung der Besucher unsrer Strick- und Flickschulen auf gegen 600 gestiegen! Mit einem warmen Appell, der kirchlichen Armenpflege von Nikolai, namentlich auch zur bevorstehenden Weihnacht, helfend zu gedenken, schloß dieser Teil des Vortrags.

An letzter Stelle wurde die Kirchenbibliothek von St. Nikolai genannt; sie verdankt ihren Bestand den verschiedenartigsten Schenkungen und Legaten. Als Donatoren werden genannt der Generalmajor und Gouverneur v. Schöning (1682), die Prediger Wegener aus Germendorf und Korthym aus Pankow (1765/1766), die Erben des Archidiaconus Mendius (1722). Ein eigenartiger Zuwachs entstand der Kirchenbücherei

Anno 1722, den 18. Mai, durch ein herrenloses Faß mit 107 Büchern, das bisher unerkant und ungeöffnet „vor dem Ribbek'schen Erbbegräbnis in der Kirche gestanden hatte“! Die Bibliothek zählte nach dem Katalog von 1847 (leider ist die Bibliothek nicht nach sachlicher Ordnung, sondern nach dem Format der Bücher numeriert) 2665 Bände, und zwar theologische, philosophische und historische in Folio 216, in Quart 578, in Oktav 1571, in Duodez 262, in Sedez 38. Neuerdings weist der Etat der Nikolaikirchenkasse jährlich 100 M. zur Beschaffung neuer Bücher auf. Die alte Bibliothek umschließt manch seltenes Werk: alte Mönchshandschriften, die mit Ketten an den „Pulpeten“ befestigt wurden, alte Bibeldrucke von 1482, alte Reformationsschriften, Luthers Werke, drei magische Manuskripte, alte Reise-, Geschichts- und Schulbücher, dazu als „höchst rares Buch“ „des Königs Friedrichs des Einzigen ehemalige Fibel in Englischem rot saffianem Bande mit vergoldetem Schnitt, der Jahreszahl auf dem Bande 1715 und der Aufschrift Friedrich Cronprinz“. Alte Globen, Mineralien und Bildwerke (darunter eines den „Herrgott darstellend) fehlen nicht. Auch die handschriftliche Chronik Daniel Friedrich Schulzes war ursprünglich als Geschenk seiner Ehefrau der Kirchenbibliothek einverleibt. Manch seltenes Buch ist im Laufe der Jahre verschwunden. Die Fibel Friedrichs des Großen ist unauffindbar. Die seltene Papierhandschrift: „Das apokryphe Evangelium des Nikodemus“ wurde 1876 dem Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin als Geschenk überwiesen. — Nachdem noch der Vortragende die Frage nach den ausgehöhlten „Rundmarken“ und „Schleifrillen“ — sie befinden sich in einer Anzahl von mehr als fünfzig an dem untern äußeren Mauerwerk der Kirche, unmittelbar rechts von der Eingangstür zum Kirchenboden, wahrscheinlich Zeugen alten Volksaberglaubens, welcher den Staub von geweihten Mauern für eine Arznei zur Heilung gewisser Krankheiten hielt — beantwortet hatte, nahmen Hunderte aus der Zahl der dankbaren Zuhörer mit lebendigem Interesse die Antiquitäten der Kirche, die ausgestellten Geräte und Bücher, endlich die alten Räume der „Kirchenliberey“ (Bibliothek) selbst, jetzt in der obern südlichen Sakristei befindlich und von dem Küster Herrn Perwitz für den Abend mit hellem elektrischen Licht versehen, in Augenschein.

Die ortsgeschichtlichen Vorträge werden voraussichtlich im Winter 1907/1908 ihre Fortsetzung finden.

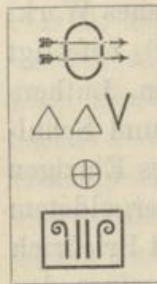
Möge nicht bloß dies in Erfüllung gehen dank den unermüdlichen Bemühungen u. M. des Herrn Oberpfarrers Recke, sondern auch das rühmliche Beispiel in recht vielen anderen brandenburgischen Städten zur Belebung der Liebe und der Erforschung unserer teuren Heimat nachgeahmt werden.

XVII. Die Zeichen und Marken der fahrenden Leute (Zigeuner, Landstreicher u. s. f.)



„Vie errante  
C'est chos enivrante!“

U. M. Herr Amateur-Photograph Otto Hasselkamp-Potsdam übersendet uns die Nr. 59 Jahrg. 1906 des „Welt-Spiegel“, Illustrierte Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts, mit dem Hinweis auf einen sehr anregenden Aufsatz von Hans Flemming „Landstreicher-hieroglyphen“, mit 5 Aufnahmen des Verfassers. In diesen fünf Bildern sind folgende Zeichen enthalten.



(Kreis mit 2 Pfeilen: Scher' Dich schleunigst fort!)

(2 gleichseitige Dreiecke und eine lateinische Fünf: Nur zwei Frauen im Hause!)

(Kreis mit Kreuz: Hier giebt's nur Essen, kein Geld!)

(Quadrat und 4 Striche l. Kopf, r. Schwanz als Hundezichen: Achtung Hund!)

Dergleichen Geheimzeichen benutzen die fahrenden Leute aller Zeiten und Orten noch viele. Wir bitten die Mitglieder und Freunde recht sehr um Sammlung und Mitteilung noch weiterer Zeichen zu Händen des Vorsitzenden, als wichtige Kultur- und heimatkundliche Zeugnisse.

#### E. Bildliches.

XVIII. Die Garreyer Rommel und das Schollengestein bei Niemegk. — Von dieser geologisch merkwürdigen Stelle habe ich in der Brandenburgia kürzlich bereits Mitteilungen u. M. Herrn August Foerster Brandenb. XV. S. 286 flg., sowie kleine von Herrn Hermann Maurer bei der Pflugschaftsfahrt am 1. Juli 1906 aufgenommene Photographien vorgelegt.

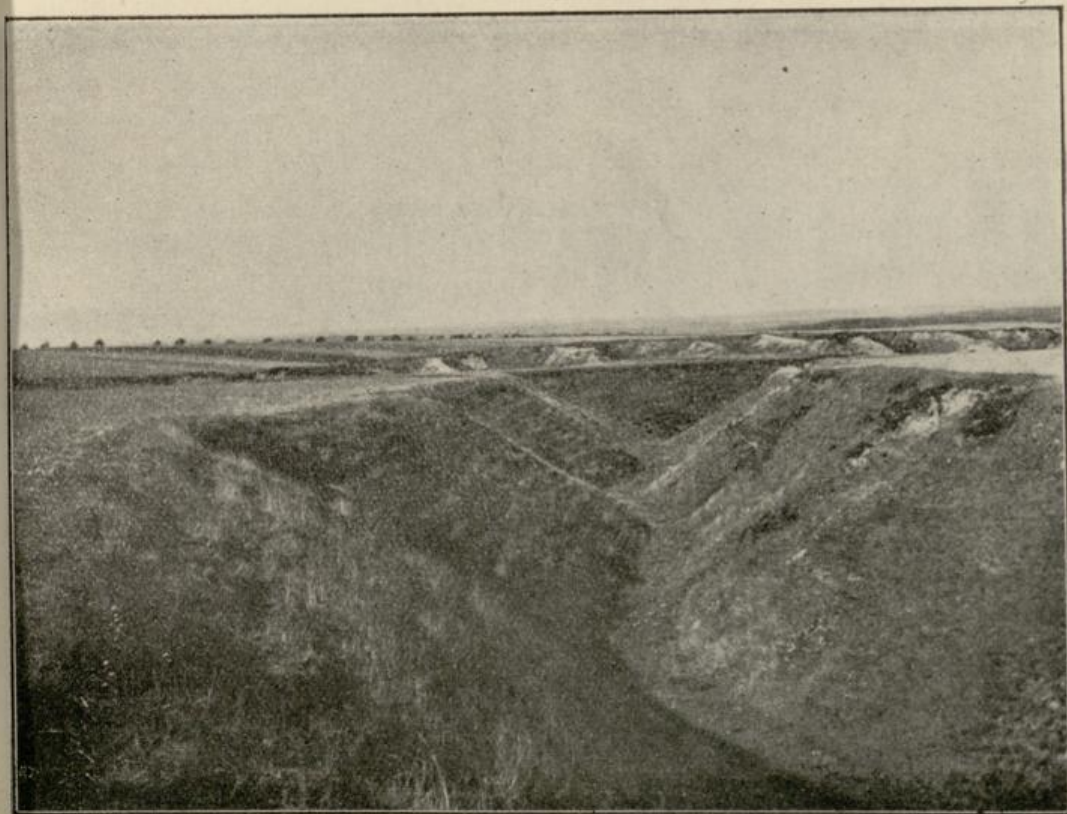
Heut bin ich in der Lage der Brandenburgia durch die Güte unsers geschickt und ästhetisch empfindenden Mitgliedes Dr. K. Reichhelm-Treuenbrietzen bei gleichem Anlaß aufgenommene drei Photographien vorzulegen, von denen nachfolgende Verkleinerungen wiedergegeben sind.

A. Die Garreyer Rommel mit Längsblick durch den grabenartigen Einschnitt. An den steilen Abhängen sind die von uns erwähnten parallelen Abtreppungen ersichtlich, die durch weidende Schafe und Ziegen allmählich entstanden sind.

B. Die Schollensteine am Ausgange der Rommel auf der Höhe nach der Chaussee zu, es sind das, wie von mir erläutert, Konglomerat-Konkretionen, die sich aus nordischem und heimischem Geschiebmaterial durch kalkige Bindemittel verhärtet haben. Mag der Name Schollensteine und Schollengesteine auch kein hohes Alter für sich bean-

spruchen, so ist er doch so bezeichnend, daß ihn die Erd- und Landeskundigen für alle Zeiten beibehalten werden.

Das Bild B zeigt einige große Schollengesteinsmassen von oben her, das Bild C läßt uns einen Ausblick auf das gesamte Schollengestein und seine Lage zur Garreyer Rommel tun. Ich bemerke, daß die Bezeichnungen der Rommel, der Rummel, die Rommel, die Rummel vorkommen. Die Aussprache schwankt zwischen „o“ und „a“; ich bitte, fortan den Ausdruck „die Rommel“ geologischerseits annehmen zu wollen, weil dieser in jeder Beziehung eigenartig ist,



während das Wort „Rummel“ bekanntlich allerhand Nebenbedeutungen hat, die nichts weniger denn geologisch sind.

Die merkwürdige Zerrissenheit und Wildheit der Rommel-Landschaft tritt auf dem Bilde C besonders auffallend zu Tage.

Ferner lege ich 3 Aufnahmen des Herrn Reichhelm von Burg Ravenstein bei Niemegek vor, bei gleicher Gelegenheit entstanden.

I. Der Hof zur Burg, links ein sehr altes Stallgebäude, im Hintergrunde der berühmte große Turm (Bergfried). Mit den Teilnehmern der Pflugschaftsfahrt.

II. Ein ähnliches deutlicheres Bild ohne Staffage.

III. Die wundervolle Wildnis am Fuß der Burg Ravenstein, mit den prächtigen kühn aufstrebenden Schößlingen unserer heimischen Kiefer.

Die Burg gehört dem regierenden Herzog von Anhalt.

XIX. Herr Hermann Maurer u. M. hat die Güte gehabt, sechs seiner kleineren photographischen Photographien zu überreichen: 1. bezüglich auf eine germanische Ansiedlungsstelle bei Stolpe a. N. — 2. Im Innern des der Kommune gehörigen für die Ofenfabrikation im Tagebau abgekarreten Töpferberges bei Velten. — 3. Schloßpark von Stolpe a. N. Zu 1–3 bei der Pflugschaftsfahrt am 28. Okt. v. J. auf-



genommen. 4–6 Schloß Ruhwald und Umgebung aufgenommen am 11. Nov. v. J.

XX. Herr Lehrer H. Hamster-Oderberg i. M., der Brandenburgia als vielseitiger unermüdlicher Heimatserforscher längst und bestens bekannt, übersendet eine Photographie der in der altmärkischen Kirche zu Dannefeld bei Gardelegen gleich einem Heiligtum aufbewahrten Fahne des Bauernlandsturms, der 1675 gegen die eingefallenen Schweden mobil wurde.

Von der anscheinend wohlerhaltenen Fahne, die wir hier abbilden, nach enier freundlichst übermittelten Aufnahme des Herrn Otto Gliesche, ist folgendes zu sagen.

Inmitten der Brandenburgische Adler, in einem Lorbeerkranz, darüber schwebend der Kurhut. In den Ecken oben rechts und links die Buchstaben F. und W. (Friedrich Wilhelm). Darunter die Jahreszahl 1675. Hierunter in deutschen Buchstaben die Worte:

„Wihr Bauern von gering. Guth dienen unsern Gnädigen  
Churfürsten und Herrn mit unserm Bluth.“

Dergleichen denkwürdige Fahnen sind äußerst selten; ob außer der Dannefelder Fahne überhaupt noch sonst eine erhalten ist, ist mir unbekannt. Bezüglich der eigentlichen Provinz Brandenburg kämen haupt-



sächlich die Kreise West- und Ost-Havelland in Frage. Auf das Vorhandensein solcher im engeren Sinne märkischen Bauernfahne aus der Zeit des Schwedeneinfalls von 1675 vermag ich mich zur Zeit nicht zu besinnen. Für jede nähere Auskunft wäre Herr Hamster und der Vortragende dankbar.\*)

XXI. Heimatkundliche Spielwaren. Auch die früheste Jugend soll jetzt heimatgerecht herangebildet werden. Zum Erweise lege ich

\*) U. M. Herr Major a. D. Noël und Herr Prof. R. Knötel, der die Bilder zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Fahne für das Meldezimmer des Kriegsministers malte, kennt auch nur die Dannefelder Fahne.

Ihnen beifolgenden künstlerisch gezeichneten und kolorierten Bilderbogen: Häuser, Dörfer und Städte als Spielwerke darstellend vor, die im Auftrage des findigen Kaufmännischen Vereins zu Grünhainichen i. S. nach Modellen der K. Sächs. Fachgewerbeschule daselbst entworfen sind. Die Spielwaren, Baukasten etc. sind übrigens keineswegs billig, 8 bis 40 Mark pro Stück, was einer volksgemäßen Verbreitung von vornherein Abbruch tun wird.

XXII. Thüringer Kalender 1907. Herausgeber: Thüringer Museum in Eisenach. Zeichnungen von Ernst Liebermann in München.



Redaktion u. M. Konservator Prof. Dr. Georg Voß. Das nach Art des „Berliner Kalender“ sinnig und prächtig ausgestattete Büchlein kostet nur 1 Mark und ist in Jena bei Rassmann „Akadem.-Buchhandlung“ käuflich.

XXIII. Kunstblätter aus der Bühnenwelt. Nr. 1. Die Kgl. Oper zu Berlin. 16 Bildnisse. Kunstverlag Leporello G. m. b. H. Berlin 1907. Wer sähe nicht unsere sängerischen Größen in so schönen Abbildungen gern.

XXIV. Führer durch die Ausstellung: Berlin zur Biedermeierzeit bis 1850. „Sammlung“ Aufseesser Januar 1907. Ich

r-  
ie  
l-  
a-  
s  
en  
  
u-  
n.

mache u. Mitgl. auf diese Ausstellung in dem neuen Lokal des Zool. Gartens an der Hardenberg-Straße hiermit ausdrücklich aufmerksam, zumal sie von der wohltätigen Frau Kommerzienrat Heyl hauptsächlich aus den Beständen des Herrn Aufseesser in Charlottenburg hergestellt und zum Besten des Charlottenburger Hauspflege-Vereins ins Leben gerufen ist. Ich lege eine orientierende Einführung und Übersicht unterzeichnet A . . . vor.

Ungezählte Male bin ich nach dem Ursprung des Wortes „Biedermeier“ richtiger „Biedermaier“ gefragt. Die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch Band I unter B von 1854 kennen das Wort noch nicht. L. Eichrodt gab in den Jahren 1855—1857 zuerst in den Fliegenden Blättern eine Reihe „Biedermaiergedichte“ heraus, die er später im Jahr 1869 unter dem Titel „Das Buch Biedermaier, Weiland Gottlieb Biedermaiers, Schulmeisters in Schwaben“ zusammenfaßte. Auf ihn werden also die Ausdrücke Biedermaierei, Biedermaierzeit, Biedermaiergedichte usw. zurückzuführen sein. Warum nimmt sich also ein Teil der Tagespresse heraus, hier „ei“ statt „ai“ zu schreiben?

Die Biedermaierzeit begreift die Epoche nach den Freiheitskriegen bis etwa 1835. Was aus späterer Zeit im Falle dieser Ausstellung sogar bis 1850 irrtümlicher und ungehöriger Weise hiermit in Verbindung gebracht wird, hat den veränderten Zeitströmungen entsprechend auch einen sehr veränderten Charakter. In Sachsen hat die echt spießbürgerliche Biedermaierei, welche die Gegenresultante der durch die Demagogenverfolgungen unterdrückten genialisch freiheitlichen großdeutschen Literatur bildet, sich am längsten erhalten. Der dummschlaue philiströse „Bardikulariste Bliemchen“ aus dem schönen Lande, wo die schönen Mädchen wachsen, stellt noch heute eine Art von Biedermaiertypus vor, ist aber nur ein krankhafter, kleinlich partikularistischer Spätling, ein engherziger Epigone ohne großdeutschen Zug. Auch im Lande der „Têtes carrées“ im gesegneten Schwabenland hat sich der Biedermaier etwas länger als z. B. im Westen und Norden Deutschlands erhalten.

des  
nur  
ich.  
gl.  
H.  
nen  
  
er-  
Ich

XXV. Damit der Humor in der bevorstehenden Faschingszeit nicht fehle, wird uns die zum 25jährigen Jubiläum erschienene Festzeitung (Jubiläums - Ausgabe) der Bock-Zeitung überreicht, welche die Werke der Berliner Bockbrauerei Tempelhofer Berg und Chaussee-Straße in allerlei gereimten und ungereimten Schnurren feiert. Einem beigefügten Artikel „Zur Entstehung und Entwicklung der Berliner Bockbrauerei“, mit dem Bildnis des Begründers der Brauerei entnehmen wir, daß er Georg Leonhard Hopff hieß, um die Mitte der 30er Jahre von Jasch hierher als junger Brauer kam, um Arbeit zu suchen. Da er auch Küfer war, wurde er in der Deibelschen Weinhandlung neben dem

Kriegsministerium in der Leipziger Straße beschäftigt, 1836 übernahm er, als sein Chef starb, die Gesamtleitung und heiratete 1837 die Witwe Deibel. Dann kaufte er, um die erste Brauerei nach bayrischer Art anzulegen, 1838 vom Militärfiskus für 2400 Mark das Gelände der Bockbrauerei und begann alsdann den Bau. Hopff und sein Braumeister Pfeffer, der später die Pfefferberg-Brauerei an der Schönhauser Allee anlegte, leisteten Außerordentliches, und mußten dies, um den an obergährige Biere gewöhnten Geschmack der Berliner für ihr Bier zu gewinnen, Ostern 1839 kam das erste Bockbier heraus und verbreitete sehr schnell die Vorliebe für dieses Bier (den sog. Ur-Bock). Nach Hopff's Tod wurde von seinen Nachfolgern die Brauerei für 630 000 M an den Hotetbesitzer Ehrenreich 1871 und von letzterem an ein Konsortium für 2 280 000 M weiter veräußert. Mit einem Jahresumsatz von 242 000 Hektolitern steht die Bockbrauerei unter den hiesigen Brauereigrößbetrieben jetzt an fünfter Stelle.

XXVI. U. M. Fräulein Hedwig Schwartz giebt uns hochinteressante Ansichtskarten aus Arnswalde bezeichnet „Zur Erinnerung an die Gefangennahme des Marschalls Victor in Arnswalde am 12. Januar 1807. Links Büste des damaligen Bürgermeisters Rodenwaldt in voller Uniform, darunter Pforte in der mitteralterlichen Stadtmauer, durch die Victor zuerst flüchtete. In der Mitte das höchst unscheinbare einstöckige „Victorhaus“ Ostmauer Nr. 15, das sicherlich sich wenigstens im Äußern gegen 1807 nicht viel verändert hat. Über der Haustür, zu welcher mehrere Stufen führen, ist eine Gedenktafel folgenden Wortlauts:

In diesem Hause wurde am  
12. Januar 1807 der französische  
Marschall Victor, duc de Belluno,  
gefangen genommen. Derselbe  
ist später gegen Feldmarschall  
**BLÜCHER**  
ausgeliefert worden.

Rechts eine Porträtbüste des Herzogs von Belluno. Darunter das alte Rathaus mit der Post am Markt. Im übrigen wird auf den Vortrag u. M. Dr. Gustav Albrecht Bezug genommen.

XXVII. Hirtenhorn und Desemer. Zwei altertümliche Geräte, von denen das erstere aus dem 17., das zweite aus dem 18. Jahrhundert stammen mag, legt Herr Rektor Monke Namens des Herrn Lehrers M. Schulze aus Prenden, Kreis Nieder-Barnim als Geschenke für das

Märkische Museum vor. Das Hirtenhorn erinnert in seiner Gestalt an das in der Brandenburgia durch u. M. Herrn Arthur Grunow vorgelegte Feuer- oder Hirtenhor. Das Mundstück fehlt, es folgen dann ein eiserner Ring und noch sechs Ringe um den eigentlichen Hornkörper, der aus Lindenholz hergestellt zu sein scheint und leicht gekrümmt ist nach Art der mittelalterlichen Olifanthörner (Elefantenhörner), ca. 1 Meter lang.

Der Desemer gehört zu den Schnellwagen, die sich bei uns noch erhalten haben, jetzt aber abgeschafft sind: ein Stab in einen mit Blei ausgegossenen Keulenkopf (das eigentliche Gewicht) endend; an dem entgegengesetzten Ende ein beweglicher Haken, an den das zu wiegende Stück angehängt wird. Dazu der lose verschiebbare Griff mit einem Bindfaden, der auf der Skala des Stabes hin und her geschoben wird, bis der Wiegende die Last und die Keule ins Gleichgewicht gebracht hat, wonächst man bequem das Gewicht abliest. Sehr genau sind die in der Brandenburgia wiederholt besprochenen Desemer natürlich nicht gewesen; bei einfachen ländlichen Verhältnissen, wo es auf ein paar Lot mehr oder weniger nicht ankommt, haben sie aber ganz schön ihre Schuldigkeit getan.

XXVIII. Hierauf erfolgte der Hauptvortrag seitens des Herrn Direktor Professor Dr. Conwentz-Danzig, unseres hochgeschätzten gelehrten Mitgliedes, dem als Staatskommissar die Pflege der Naturdenkmäler für den gesamten preußischen Staat übertragen ist. Der Vortrag schilderte das Notwendige und erfreuliche des Naturschutzes in allen drei Reichen (Geologie, Botanik, Zoologie) und führte in entsprechenden Lichtbildern eine große Reihe von typischen Fällen vor.

Wer viel im Freien lebt, so führte der Redner aus, merkt die Wandlungen, die im Laufe der Jahre mit der heimischen Landschaft vorgehen und die hauptsächlich der Mensch mit seiner Kultur herbeiführt. Durch Niederschlagen der Wälder und Trockenlegen der Moore wird der ursprüngliche Charakter einer Landschaft verändert, eigenartige Bäume und Sträucher verschwinden, die Tierwelt wird eine andere, und durch Neuanpflanzungen und Aussetzen von Wild erhält die betreffende Gegend ein anderes Gepräge. Ähnliche Wirkungen bringt das Entfernen der Moränengeschiebe (Joachimstal) und der erratischen Blöcke (Nauener Berge), die Anlage von Steinbrüchen (Elbsandsteingebirge), Wegebauten, Kanälen und Eisenbahnen hervor. Hierzu kommt, daß nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch durch Einzelheiten privater Natur, wie durch Erbauen von Aussichtstürmen, Gasthäusern und Denkmälern an hochgelegenen Orten, durch Anlegen von Fabriken und anderen Etablissements an Flüssen und Stromschnellen, durch Aufstellen von Plakaten und Reklametafeln und durch Bemalen von Steinen, Fels-



wänden, Bäumen und Häusern einschneidende und vererbliche Veränderungen im Charakter der Landschaft hervorgerufen werden können. Selbst das Vernichten einer Pflanzen-, Strauch- und Baumart oder einzelner seltener Tiere kann charakteristische Merkmale des Landes verwischen. Deshalb muß dafür Sorge getragen werden, daß dergleichen Verunstaltungen oder Vernichtungen derartiger Merkmale nach Möglichkeit vermieden werden, und neben gesetzlichen Erlassen zum Schutz der Landschaft und ihrer Naturdenkmäler müssen Vorschriften für die Jugend aufgestellt werden, damit das heranwachsende Geschlecht mit Achtung vor der Naturschönheit erfüllt wird. Seit einigen Jahren haben sich die Behörden der einzelnen Provinzen der Sache angenommen und mannigfache Gesetze zum Schutze der Naturdenkmäler, zur Verhütung der Schädigung des Landschaftsbildes und zur Hebung der Schönheit einzelner Gegenden erlassen. So gab Hessen ein gutes Beispiel durch ein Gesetz gegen die Verunzierung der Landschaft durch Reklametafeln und dergleichen, die Provinz Brandenburg folgte mit einer Verordnung, daß bei der Aufteilung von Gütern besondere Flächen zur Anpflanzung von Vogelschutzgehölzen erhalten bleiben sollten, forstbotanische Merkbücher wurden herausgegeben und eigene Karten angelegt zwecks Eintragung der Naturdenkmäler. Die Forstbeamten werden angewiesen, ihr Augenmerk auf die eigenartigen Bäume und Sträucher, sowie auf seltene Tiere zu richten, bei Verpachtung von Jagden wurden gleichfalls Vorschriften zum Schutze der Tierwelt aufgestellt und in manchen Gegenden besondere Reservatgebiete zur Erhaltung seltener Arten aus der Fauna und Flora angelegt. Der Vortragende führte eine Reihe von Beispielen dieser Art aus verschiedenen Gegenden Deutschlands an. Neben den staatlichen Behörden haben Dorf- und Stadtgemeinden, Großgrundbesitzer und Fabrikhaber heimatkundliche Vereine und einzelne Naturfreunde einen regen Wettstreit in dieser Hinsicht entfaltet, und es sind deshalb mannigfache Erfolge auf dem Gebiete des Naturschutzes zu verzeichnen. So haben die Städte Barmen, Dresden, Wien und London nachahmenswerte Beispiele hinsichtlich des Waldes in ihrer Umgebung gegeben, was von Berlin leider nicht behauptet werden kann, so haben einzelne Städte und Dörfer die erratischen Blöcke in ihrer Nachbarschaft geschützt, so hat die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie den Teufelsstein bei Triebel angekauft und der Botanische Verein ist mit der Ausarbeitung eines forstbotanischen Merkbuchs für die Provinz Brandenburg beschäftigt. Auch die „Brandenburgia“ hat in ihren Satzungen den Schutz der Kultur- und Naturdenkmäler aufgenommen und, wie ihre späteren Veröffentlichungen zeigen, ihre Bestrebungen bisher mit gutem Erfolge durchgeführt, ferner seien der Bund für Heimatschutz, verschiedene Verschönerungs- und Frauenvereine und einzelne Großgrundbesitzer zu nennen, die sich sämtlich den Schutz des Landschaftsbildes angelegen sein ließen. Der

Vortragende schloß mit dem Wunsche, daß alle, die die Bestrebungen zum Schutze der Naturdenkmäler unterstützen, vor allem aber die „Brandenburgia“, auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten und gute Erfolge erzielen möchten.

Dieser lichtvolle, warm empfundene Vortrag wurde mit größtem Beifall aufgenommen.

Der Vorsitzende dankte Namens der Gesellschaft und erörterte auf Wunsch das Verhältnis der Stadt Berlin wie es gegenwärtig liegt in Bezug auf möglichste Erhaltung des Grunewalds und der Jungfernheide, streifte auch die Absicht der hiesigen Städtischen Behörden, einen großen Waldbezirk des Ritterguts Buch westlich der Eisenbahn zu erhalten.

XXIV. Hierauf zwanglose Zusammenkunft im Magistratskeller des Ratskellers.

---

## Fragekasten.

**N. N. — Was bedeutet die sogen. Aal puperei am Wasser zu Oderberg i. M.** — Darüber hat u. M. Herr Architekt Carl Wilke, ein vorzüglicher Kenner jener Stadt, bereits in der Brandenburgia berichtet. Ich betrachte den Ausdruck in obiger Schreibart als einen im eigentlichen Sinne faulen Witz. Es heißt „Aal puperei“, weil die für die zum Fang der Aale benötigten Nachtschnüre dort am Ufer der alten Oder mit den aus Binsen gebundenen Puppen „Aal puppen“ ausgestattet wurden. E. Friedel.

**Das große Semmeldorf.** — Das Dorf Herzfelde an der Frankfurter Chaussee heißt im Munde des Volkes das große Semmeldorf, doch konnte ich nicht ergründen, weshalb man es so nennt. Ist unseren Mitgliedern etwas hierüber bekannt? O. Monke.

**Woher stammt die Bezeichnung „Vatermörder“ für Stehkragen mit vorstehender Spitze?** O. Monke.

**Fr. W. — Wiener Würstchen?** — Mit diesem seit vielen Jahrzehnten in Berlin bekannten Würstchen verhält es sich bezüglich des Namens ähnlich. Sie haben nichts mit Wien zu tun. In dem altberühmten Frühlökal von Niquet befand sich ein Herr Wiener, von ihm, als dem Erfinder, rührt der Name der leckeren an die Jauerschen erinnernden Würstchen her, während die Jauerschen Würstchen von der schlesischen Stadt Jauer heißen. E. Friedel.

17+ Was bedeutet „Hartfreesch“ oder „Hartfrötsch“? — Nach Herrn Rektor O. Monke in der Uckermark bekannt. Mir aus Mecklenburg, Vorpommern und Rügen geläufig. Vor etlichen Jahren belauschte ich auf der früher der Stadt Greifswald, jetzt der K. Regierung zu Stralsund gehörigen einsamen Ostseeinsel Greifswalder Oe zwei Fischer, die sich über die Gier und Gefräßigkeit eines der Inselbewohner daselbst aufhielten. Der „Gierpantsch“ hatte von einem toten durch die See angetriebenen Hammel gegessen. Der eine Fischer äußerte: „Ich bün een hartfreeschen Kierl — aber Alles wat recht is, versoffene Hammel freet ick nich!“ — (Ich bin ein hartfräßiger Kerl, aber verfaulte, von der See angetriebene Hammel, die fresse ich nicht!). Die Bedeutung liegt hiernach auf der Hand. F. Friedel.

Das Mensch — die Menscher. — Fr. N. fragt, ob dies Wort immer ein Schimpfwort gewesen? Die Frage ist zu verneinen. Zunächst sei bemerkt, daß der Ausdruck nur für Personen weiblichen Geschlechts gebraucht wird, in Berlin zur Zeit allerdings nur, m. W., als ein häßliches Schmähwort. Auf dem Lande, z. B. in Ostpreußen, hat auch jetzt noch diese Bezeichnung durchaus nichts herabwürdigendes. In den Oberbayrischen, Tirolischen, steirischen Schnadahüpferln wird der Ausdruck „das Mensch“, „die Menscher“ häufig ebenfalls durchaus nur im guten Sinne gebraucht.

Früher galt das auch bezüglich des Hochdeutschen für uns. So schreibt z. B. der König Friedrich Wilhelm I. am 4. Februar 1732 an den Kronprinzen, als er ihm ankündigt, er habe die älteste Prinzessin von Bevern für ihn zur Gattin ausersehen, von letzterer zur Empfehlung u. A. wörtlich folgendes: „Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dies ist alles“ (d. h. darauf kommt alles an). E. Friedel.

Es zieht wie Hechtsuppe. — Wie erklärt sich die Berliner Redensart „Es zieht wie Hechtsuppe“? Otto Monke.

17+ Fr. W. — Römer-Pflaumen? — Unter dieser Bezeichnung gehen seit einiger Zeit Pflaumen (richtiger Zwetschen), welche zu zweien in einander gesteckt und kandiert, äußerst wohlschmeckend sind. Der Name hat mit Rom nichts zu tun, kommt vielmehr von dem Erfinder dieses Konfekts, einem Herrn Römer her. E. Friedel.